

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 40 (1936-1937)
Heft: 5

Artikel: Einsamkeit : Roman. Teil 5
Autor: Zahn, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665103>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 04.04.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Am häuslichen Herd.



XL. Jahrgang

Zürich, 1. Dezember 1936

Heft 5

Tage im Winter.

Tage sind im Winter wie junge Gerten
Biegsam oft, — wie schmelzender Schnee am
[Mittag;
Rötlich schimmern Birken, es klirren traumhaft
Tauende Bäche.

Vögel flattern auf und entfliegen spurlos, —
So die Seele mir, die zu lang Vergang'nem,
Vorgelebtem flieht, — oder schwebt zu künft'gen
Sternen sie ahnend?

Ach, daß sie zurück mir zum Herzen kehrte!
Heimatfern, nicht wissend, wohin ich strebe,
Blick' ich trüb ihr nach, bis der Abend endlich
Mahnet zum Schlummer.

Wo doch bleibt die Nacht? — Sieh, der Mond
[erleuchtet
Liebend rings mit Glanz mir die fernen Wege:
Tagblau dämmert Licht, — und die Seele findet
Freundliche Rückkehr. Beate Verwin.

Einsamkeit.

Roman von Ernst Zahn.

(Fortsetzung.)

5.

Pfarrer Not pflegte seines Amtes. Nun war er schon vierzehn Tage am Orte und fühlte, daß er sein Arbeitsfeld zu übersehen begann. Noch war er nicht mit all den einzelnen Leuten bekannt geworden, die er anfangs aufzusuchen im Sinne gehabt, doch hatte er am dritten Sonntag seine Kirche wie am ersten voll von Andächtigen und vermochte seine Gemeinde als Ganzes, als Genossenschaft zu beurteilen. Die Gemeinde folgte seinen Worten mit Andacht und sichtlicher Ergriffenheit. Auf der Straße sah er freundliche und von einer stillen Bewunderung erfüllte Mienen. Sein Mut und seine Arbeitsfreude erfrischten sich an der Erkenntnis, daß er Einfluß auf das Volk gewann. Weil dieser Einfluß aber nicht ein äußerlicher bleiben sollte und weil er von der Notwendigkeit durchdrungen war, daß ein Seel-

sorger die Menschen in ihrem Innersten verstehen lerne, war er nach der verhältnismäßig langen Zeit seines Hierseins noch immer beschäftigt, über diejenigen nachzudenken, die bisher in Waldenz seinen Weg gekreuzt hatten. Er begegnete den einen von ihnen täglich, so Schmidlin, dem Sigristen, der die Gabe hatte, unhörbar und plötzlich da aufzutreten, wo man ihn am wenigsten erwartet hatte, und Reinhard Fehr, dem Lehrer, der, offenkundig von einer herzlichen Bewunderung für ihn getrieben, seine Freundschaft und damit seinen Verkehr suchte. Mehrmals hatte er auch schon den Wegknecht Steiner getroffen und sich gefreut, wie dieser mit starken Armen und einem heißen Fleiß an seiner Arbeit war. Den Säger und seine Familie sah er seltener. Frau Magdalena Gredig, die Näherin, aber, die ihre Einsamkeit nicht verließ, hatte er nicht wieder ge-

sehen. Es zog ihn jedoch zu dieser hin, und er nahm sich vor, sie nächstens wieder aufzusuchen.

„Es weiß niemand, was mit ihr ist,“ sagte Reinhard, der Lehrer, von Frau Gredig, als Huldreich und er eines Tages auf sie zu sprechen kamen. Er kannte die junge Frau kaum vom Sehen. Seiner frischen, starken Jugend war der Mensch fremd, der sich in den Winkel einer Stube verkroch.

Reinhard Fehr war jedoch von einer andern Frau ganz erfüllt und wollte den Pfarrer dieser Tage mit ihr bekannt machen. Sie war die Inhaberin des Gasthofs zum Weißen Kreuz, bei deren Vater Frau Hartmann bedienstet gewesen, eine Wittwe, Trina Stolz, und Reinhard Fehr wohnte bei ihr.

„Sie läßt mir aus Gefälligkeit meine Stube. Die Kundschaft ihres Gasthauses wächst von Jahr zu Jahr. Sie macht Waldenz einen Ruf in der Fremdenwelt, denn sie führt ihren Gasthof mit seltenem Geschick. Diesen Sommer hat sie den hintersten Winkel besetzt. Dennoch schickt mich die Prachtfrau nicht weg.“

So erzählte Reinhard.

Huldreich betrachtete ihn lächelnd und meinte, er habe wohl Aussicht, Kreuzwirt zu werden. Reinhard's Gesicht, das keine Regung seines Innern zu verbergen vermochte, rötete sich, vielleicht, weil ihm der Gedanke an die Gründung eines eignen Hausstandes auch schon gekommen war, aber er lachte laut auf. Frau Trina Stolz sei eine alte Frau, erzählte er.

Am demselben Nachmittag führte er den Pfarrer bei der Kreuzwirtin ein.

Es machte Aufsehen, als die beiden durch die Dorfgasse schritten. Ihre kräftigen, jungen Gestalten wären aufgefallen, auch wenn sie nicht durch ihre Beamtungen und die Art, wie sie denselben gerecht wurden, denen von Waldenz bemerkenswert gewesen wären. Die Dörfler freuten sich über die frische Jugend, die sie an zwei wichtigen Amtsstellen hatten.

Der Gasthof zum Weißen Kreuz stand inmitten des Dorfes. Er trat von der Straße etwas zurück, so daß diese an der Stelle zu einem Platze erweitert schien. Vor dem Hause befanden sich zwei zum Anbinden von Pferden bestimmte Rampen. Das Gebäude selbst hatte ein seltsam geformtes Dach. Es glich einer ungeheuren Haube, die auf beiden Seiten tief an die Ohren reicht, und bestand aus schwarzen Ziegeln. Das Haus trug einen grauen Besenwurf und blizte mit blanken Fenstern in die Gasse. Freundliche grüne

Läden und weiße Vorhänge hinter den Scheiben erhöhten sein wohnliches Aussehen. Man erriet von außen die hellen, reinlichen Stuben, die hinter den Fenstern lagen. Eine Treppe führte links am Hause vom Platze nach der Haustüre, die Höhe des mächtigen Wagenschuppens überwindend, der im Erdgeschoß sich befand. Diese Treppe hatte ein eisernes Geländer, das wilde Rebe reich und dicht durchspann. Von der Ecke, an der sie emporstieg, ragte das große Wirtshauschild in die Straße, an grün bemaltem schmiedeisernem Arm eine runde rote, große Scheibe, auf die das weiße Kreuz gemalt war. Das Schild war eben aufgefrischt worden. Es leuchtete heiter in der Sonne, rühmte das Land, dessen Wahrzeichen es war, und das gastliche Haus, an dem es hing.

Eine knappe ruhige Frauenstimme erscholl im Hausflur, als die beiden jungen Männer die Treppe hinaufstiegen.

„Das ist sie,“ sagte Reinhard zu seinem Begleiter.

Da trat auch schon Frau Trina Stolz auf die breite Steinplatte hinaus, in welche die Treppe endete. Sie war im Begriff, sich der Terrasse zuzuwenden, die nur von dort ihren Zugang hatte und sich auf der Rückseite des Hauses befand, blickte aber noch einmal zurück und bemerkte die Heraufsteigenden. Ruhig wendete sie sich und erwartete mit unter der Brust gekreuzten Armen die Gäste. Sie grüßte nicht oder bewillkommte sie schon von weitem, wie es laute Wirteart, sondern hatte eine ruhige Würde an sich. Sie war eine Frau von der Statur der Frau Rot, lang, hager und starkknochig, trug ein dunkelgraues Kleid und eine lange, schwarze Schürze. Das Kleid hatte am Halse und an den Armen schwarze Krausen, und aus diesen sahen die dünnen Arme und der hagere, stark runzelige Hals. Das dunkle Haar war am Hinterkopfe in eine hartgeflochtene dünne Zopfschnecke gebunden. Das Gesicht hatte in seiner Ruhe einen eigentümlich kummervollen Ausdruck, der aber keineswegs der Stimmung der Frau Stolz entsprach, sondern aus der knappen Geschlossenheit des breiten Mundes und den vielen Querrunzeln der klugen, geräumigen Stirne entsprang. Diese letzteren waren durch häufiges Hochziehen der Stirne und der Brauen entstanden und gaben den großen, runden, grüngrauen Augen einen halb sorgenhaften, halb erstaunten Blick.

Reinhard Fehr stellte mit zwei Worten den jungen Pfarrer vor, als sie in Türhöhe waren, und Frau Trina reichte ihm mit einer lang-

samen Bewegung die Hand. „Es ist nicht recht,“ sagte sie, „daß Sie zuerst zu mir kommen müssen. Es sollte umgekehrt sein. Aber im Winter werden Sie mich regelmäßig in der Kirche sehen.“

So stellte sie mit ruhiger Stimme ihr Verhältnis zu dem Geistlichen fest und hielt es nicht für nötig, was andre vielleicht mit großem Aufwand von Worten getan haben würden, auseinanderzusetzen, daß das Geschäft sie in dieser Sommerzeit zu sehr in Anspruch nehme und daß sie ihrer Christenpflicht beim besten Willen nicht zu genügen vermöge.

„Wollen die Herren hereintreten?“ lud sie dann ein und führte die Gäste in ein nahe dem Hauseingang gelegenes kleines, dunkelvertäfeltes Zimmer. Hier fertigte Frau Trina die Rechnungen aus und nahm das Geld ihrer Gäste entgegen. Ein großer, breiter Tisch stand in der Mitte des Raumes. Er war mit allerlei Schreibzeug, Rechnungsformularen, Büchern und dergleichen bedeckt. Auf einem Drehstuhl vor demselben nahm Frau Trina Platz.

„Sie bekommen gegenwärtig kein richtiges Bild von uns Leuten,“ wendete sie sich wieder an Huldreich. „Wir stecken jetzt mitten in den Geschäften und hören nur mit halbem Ohr, was außerhalb unsres Kreises tönt.“

In der Tat schien es, als ob sie mit Ohr und Augen auf mancherlei Vorgänge außerhalb des Zimmers, dessen Tür offen geblieben war, achtete. Sie war zerstreut und doch im nächsten Augenblick wieder ganz bei dem Gespräch, das sie miteinander führten. Huldreich wunderte sich über die Kürze, Schärfe und Treffsicherheit ihrer Rede-weise. Während sie sich unterhielten, gingen Aagestellte des Hauses ab und zu. Frau Trina erteilte Auskünfte und Befehle, erledigte alles geräuschlos, mit einer stillen Energie. Gäste kamen herein. Sie stand ihnen mit langsamen, klaren Worten Rede. Einige fremde Sprachen handhabte sie mit stark heimischem Anklang, aber sicher und richtig. Einmal erhob sie sich, um einem Herrn, der im Begriff war, abzureisen und dessen Koffer der Hausbursche soeben durch den Flur trug, die schuldige Ehre zu erweisen. Sie bat ihn mit wenigen schlichten Worten, ihr Haus ein andermal zu besuchen. Es war nichts Kriecherisches oder Aufdringliches in Wort und Haltung. Der Gruß aber, mit dem der Gast sie verließ, war von einer stillen Hochachtung für sie erfüllt.

„Sie haben ein unruhiges Leben,“ sagte Huldreich zu ihr, als sie auf ihren Platz zurückkehrte.

„Nur jetzt,“ gab sie zurück, „im Winter ist es

um so stiller.“ Dann machte sie den Vorschlag, einen Gang durch Haus und Garten zu tun, und Huldreich stimmte bei, während Reinhard inzwischen auf sein Zimmer gehen wollte, wo er zu tun hatte.

Frau Trina führte Rot ins Innere des Hauses durch enge, nicht sehr helle Gänge, vorbei an Stuben und Sälen, deren Zweck sie ihm im Vorbeigehen erklärte, da und dort eine Tür öffnend. Dem Pfarrer fiel die strenge Sauberkeit der alten Räume auf und die schweigende Achtung, welche das Dienstpersonal der Herrin bezeugte, wo diese erschien. Dann gelangten sie durch einen tiefen Flur nach einer Hintertür und einer Treppe, die nach dem Garten führte.

Dieser Garten war weit von dem verschieden, den Huldreich Rot bei Hartmann, dem Säger, gesehen hatte. Er hatte etwas Altväterisches wie das Haus; beim ersten Blick sah er fast verwahrlost aus. Dennoch war er gepflegt, nur die alten Bäume und Büsche waren sorglich gehütet, ihnen eine Freiheit gelassen, die dunkle Lauben und Verstecke schuf, wohl auch einen der mit Schlacken bestreuten Wege so überdachte, daß derjenige sich bücken mußte, der hier zu gehen verlangte. Ein Zaun von gekreuzten Ästen umgab ihn. Der Tag lag heiß auf ihm. Falter tummelten sich über im Gras versteckten Beeten wenig seltener oder vornehmer Blumen. Aus dem Grün des Grases und Laubes hoben sich leuchtend einige Rosenstöcke.

Frau Trina führte den Gast langsam einem breiteren Wege zu, der quer durch den Hintergrund des Gartens lief. Prachtvolle alte Schattenbäume bildeten hier eine Allee. Die grauen schweren Stämme erhoben sich streng und gerade und trugen ein für die Sonne undurchdringliches Laubdach. Erst jetzt begann die Frau das Gespräch, das bisher sich um ihr Tagwerk, um Haus und Garten gedreht hatte, den Interessen Rots wieder zuzuwenden. Sie fragte ihn, wie er sich einlebe, die Leute beurteile, das Land befinde. „Es ist wichtig für Waldenz, einen tatkräftigen Pfarrer zu haben,“ meinte sie und fügte hinzu, sie sei deshalb froh, in ihm einen jungen Mann zu sehen, der noch Zuversicht, Kraft und Mut habe. Ein Geistlicher könne viel dazu beitragen, auch das äußere Leben eines Dorfes in gute Bahnen zu lenken. Der Fremdenverkehr, auch die Ausdehnung, die Hartmanns Geschäft genommen, ziehe allerlei unzufriedenes, von neuzeitlichen Ideen erfülltes hegerisches Volk ins Dorf, und es werde gut sein, wenn ein geistiger Führer, wie der Pfarrer sei, die Bevölkerung ermahne, Maß zu

halten und sich nicht von den Fremden das schöne Gut ihrer Genügsamkeit rauben zu lassen. Die einfache Frau besaß ein klares und scharfes Urteil. Sie ging mit großen Schritten, die Hände unter der Brust gekreuzt, neben Huldreich her. Die kluge Art, mit der er zuweilen eine Bemerkung zwischen ihre Äußerungen schob, und das Feuer, das aus seinen Augen brach, gefielen ihr. Sie trat mehr und mehr aus sich heraus. Ihre Unterhaltung wurde wärmer. Bald sprachen sie von Dingen, über die man sich nur zu Vertrauten äußert.

„Ich halte nichts von Außerlichkeiten,“ gestand Frau Trina im Laufe des Gesprächs. „Alles zu seiner Zeit, jetzt die Arbeit und jetzt das Gebet. Darum scheue ich mich nicht, den ganzen Sommer die Kirche um der Arbeit willen zu meiden. Dafür freue ich mich auf die Zeit, in der ich den Gottesdienst wieder besuchen kann, um des Gottesdienstes willen. Ich“ — sie hielt in ihrem Gange inne und sah Huldreich Rot frei und ruhig an — „bete jeden Abend, ehe ich einschlafe. Ich bin das von Jugend auf gewohnt gewesen, und ich finde darin für jeden Tag, mag er gut oder bitter gewesen sein, ein schönes Ende.“

Sie wollte damit noch näher erklären, was er von ihr zu halten habe, nicht zu viel und nicht zu wenig. Dabei wahrte sie doch eine zurückhaltende Selbstständigkeit der Auffassung. Ihr Ton war herzlich mit jenem Anflug leiser, mütterlicher Überlegenheit, den das Alter in sich gefesteten und tatkräftigen Frauen gibt. Auch von sich und ihrem Leben erzählte sie. Sie hatte drei Töchter gehabt. Die jüngste war gestorben, und die Brauen der Mutter zogen sich schmerzlich zusammen, als sie davon sprach. Die zwei andern hatten nach auswärts geheiratet.

„Sie haben große Familien,“ erzählte sie, „und ihre eignen Sorgen, Zukunftshoffnungen und Wege. Wir freuen uns immer, wenn wir beisammen sind, aber wir haben doch wenig mehr voneinander, wie es so geht im Leben, daß die Alten allein bleiben und die Jungen ihre eignen Häuser bauen.“

Huldreich blickte auf. Er erfuhr erst jetzt, daß die Frau allein stand. Eine seltsame Empfindung, die er bei der Begegnung mit Frau Magdalena Gredig, der Näherin, gehabt, wiederholte sich in ihm. Es schien ihm eine Beziehung zwischen den zwei Frauen zu sein, so grundverschieden und so fremd sie einander waren. Frau Trina hatte keinen Menschen mehr um sich. Ein eigener Schauer durchzuckte Huldreich Rots Seele. Er wußte nicht,

was es war. Es ging auch gleich vorüber. Sie setzten dann ihr Gespräch fort, und es wurde immer angeregter und herzlicher. Sie fanden sichtlich Gefallen aneinander.

Nach einiger Zeit erschien Reinhard Fehr im Garten, um nach ihnen zu sehen, da gab Frau Trina ihrem eignen Empfinden offenen Ausdruck. „Ich würde mich freuen, Herr Pfarrer,“ sagte sie, „wenn Sie hier und da kommen wollten. Ein verständiges Gespräch, das von etwas mehr als vom Alltag handelt, tut einem wohl.“

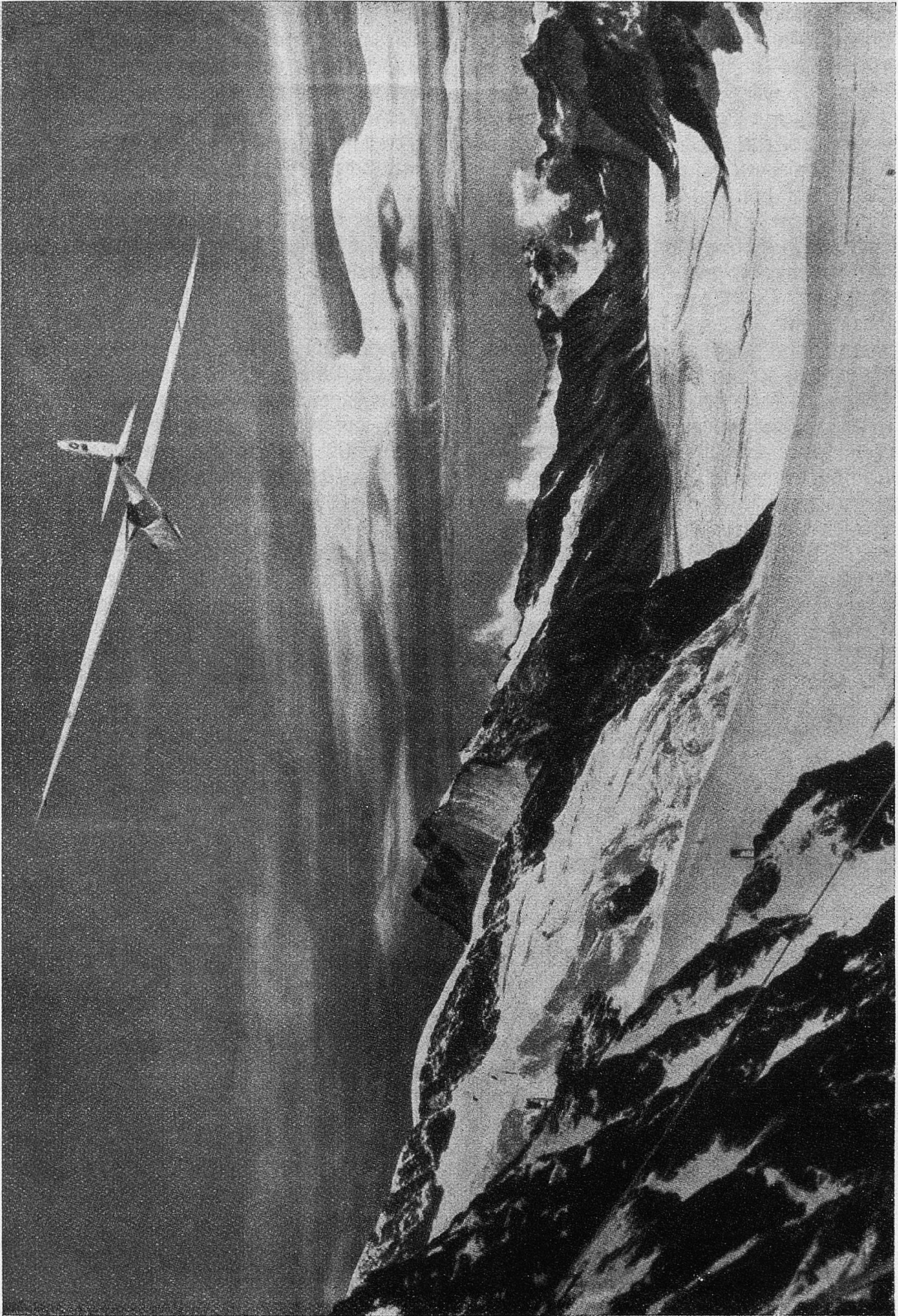
Huldreich versprach wiederzukommen. Frau Trina geleitete die beiden jungen Männer zum Haus zurück und an die Ausgangstreppe. Als Rot sich am Fuße derselben noch einmal grüßend umwendete, stand sie oben, wie er sie beim Herkommen gesehen, groß und hager und mit einer ungesuchten Würde.

„Eine bemerkenswerte Frau,“ wendete sich der Pfarrer im Davongehen zu Reinhard.

„Habe ich es nicht gesagt?“ gab dieser mit heiterem Gesicht zurück. Er freute sich über den Eindruck, den die von ihm hochgeschätzte Frau auf seinen Begleiter gemacht.

In froher Laune und angeregtem Gespräche begaben sich dann die beiden jungen Leute auf einen vorher verabredet gewesenen Spaziergang. Sie wendeten sich aus dem Dorfe hinaus bergwärts. Der Lehrer machte den Führer. Es war das erstemal, daß sie so lange allein beieinander waren, einer aber freute sich des andern, und da sie diese Freude unverhohlen einander zeigten, wurde diese Stunde für beide zum seltenen Genuß. Fehr erzählte von seiner Schule und seinen Schülern und von der Art, wie sich die Alten zu ihm und seinem Unterricht stellten. Er sprach lebhaft und mit freier Offenheit. Die Lebenslust und der Schalk blitzten ihm in den Augen. Seine sehnige Gestalt war voll Bewegung. Zuweilen geschah es, wenn sie eine Wiese überquerten, daß er in jugendlichem Übermut und schwellendem Kraftbewußtsein einen Anlauf nahm und über einen im Wege liegenden Felsblock setzte oder sich mit schneidigem Aufstemmen über einen hohen Bretterzaun schwang. Huldreich Rot schritt nicht minder rüstig aus, wenn auch gesellschaftlicher Drill und ein früher Ernst ihm ein ruhigeres, überlegeneres Wesen gaben.

Sie besprachen im Weitergehen auch ihr Zusammenarbeiten und machten allerlei Pläne, wie sie zur Hebung des geselligen und geistigen Lebens von Waldenz gemeinsam beitragen könnten; denn die Jugend plant gerne und liebt es,



Wunder des Segelfliegens über ewigem Schnee.

sich mit weltverbessernden Gedanken zu tragen. Sie stimmten in ihren Ansichten merkwürdig überein, und der Umstand, daß der Lehrer sich dem ihm geistig und in seiner äußeren Lebensstellung überlegenen Begleiter unbewußt unterordnete, bereitete eine schöne Freundschaft vor, die sich zwischen ihnen zu entwickeln versprach.

Huldreich Rot kam hochbefriedigt von diesem Nachmittagsgange zurück. Der Glaube an seinen Beruf und die Hoffnungen auf den Erfolg seiner Tätigkeit fanden aber auch von da an täglich neue Nahrung. Das Feuer seines Schaffensmutes, das er mit sich von Neuburg heraufgetragen, wurde zur hellen Flamme entfacht. Es brach als schönes, ihm Herzen gewinnendes Licht aus seinen Augen, äußerte sich in der Unermülichkeit und Freude, mit der er seine Arbeit tat, und verriet sich in seinen Predigten, welche von Begeisterung erfüllt waren und Begeisterung selbst in den Herzen seiner schlichtesten Zuhörer weckten. Es vergingen nicht viele Wochen, ehe er in Waldenz festen Fuß gefaßt hatte und die Bewohner sich rühmten, einen der besten Pfarrer im weiten Umkreis zu haben. Die leicht Entzündbaren unter ihnen schlossen sich ihm zuerst an. Die Klugen, aber Wohlmeinenden folgten allgemach und traten in die willige Schar seiner Jünger, aber auch diejenigen, die aus irgendeinem Grunde ihm nicht wohlgesinnt waren, hoben die Köpfe und kümmerten sich um ihn, so daß bald die Augen der ganzen Gemeinde auf ihn gerichtet waren. Bald war ihm kein Haus mehr fremd. Seiner anfänglichen Absicht gemäß besuchte er eines ums andre, trat wieder ein, wo er freundlich oder auch nur zurückhaltend aufgenommen worden war, und schreckte auch nicht davor zurück, dorthin zu gehen, wo er offensichtlich nicht willkommen gewesen, wenn ihm schien, daß irgendeine Not seiner Anwesenheit rufe. Insbesondere fanden diejenigen in ihm einen Freund, die in ihrem Hause Krankheit hatten. Wo ein Kranker war und er erfuhr davon, da fand er sich ein und wußte durch seine Teilnahme und seine eigne sieghafte Hoffnungsfreudigkeit den andern die Sorge zu erleichtern und Mut zu machen. Sein Name war in dieser Zeit in aller Munde. Er wurde in verschiedene Gemeindebehörden gewählt und stellte auch politisch seinen Mann. Er hob das Armenwesen, benutzte seine auswärtigen Verbindungen, um wohlthätige Spenden verschiedener Stiftungen dem Dorfe zuzuleiten, und setzte sich damit bei den Bauern den gewaltigsten Stein ins Brett; denn es war eine schöne

Sache, einen einträglichen Pfarrer zu haben. Zusammen mit Reinhard, dem Lehrer, förderte er eine Geselligkeit unter den Dorfbewohnern, die früher nicht geherrscht hatte und nun als etwas Neues und Unterhaltfames großen Anklang fand. Sie veranstalteten im Winter, der bald anbrach, theatralische Aufführungen zu wohlthätigen Zwecken, bei denen die Jugend beiderlei Geschlechts mitwirkte, außerdem Vorträge populär-wissenschaftlicher Art und musikalische sowie turnerische Darbietungen.

„Jetzt läuft etwas in Waldenz,“ sagten die Dörfler.

Indessen schloß sich auch ein engerer Kreis um ihn, dessen Glieder er als seine nächsten Freunde und Anhänger betrachten konnte. Sie waren diejenigen, auf welche er bald als auf die Hauptstützen seines Wirkens vertraute. Sie entstammten den verschiedensten Gesellschaftsschichten, und er zog aus ihrer Anhänglichkeit den freudigen Schluß, daß er nun im ganzen Dorfe Wurzel habe. An der Spitze dieser Freunde stand mit seinem Frohmut, seiner Sorglosigkeit und seiner Gesundheit, mit seinem für den Alltag weit ausreichenden Verstande Reinhard, der Lehrer. Frau Trina Stolz schloß sich ihm auf ihre Weise an. Sie kam zwei-, dreimal ins Pfarrhaus und wohnte seit dem Winter regelmäßig dem Gottesdienste bei. Huldreich erkannte sie von weitem unter der Schar der Kirchenbesucher, denn schon in ihrem langsamen, aufrechten Schreiten lag eine Eigenart. Zuweilen richteten sich während einer Predigt ihre Augen auf ihn, dann empfand er, daß da unten eine fromme Frau saß, die gerne und ruhig das Wort Gottes in sich aufnahm, aber die auch nachdachte über das, was er sprach, und sich nicht scheute, es ihm bei erster Gelegenheit zu sagen, wenn sie mit einer seiner Äußerungen nicht einverstanden gewesen oder ihn nicht verstanden hatte.

Eine Art Freund war ihm inzwischen auch Franz Steiner, der Wegknecht, geworden. Von andern an ihn gewiesen, trug er ihm eines Tages auf, Holz für das Pfarrhaus zu kaufen und vom Wald zu schaffen, und diese erste kleine geschäftliche Verbindung förderte die Bekanntschaft. Pfarrer Rot hatte Freude an dem biedern und gewaltigen Mann, dessen baumhaftes Äußere er bewunderte, dessen Fleiß ihn in Erstaunen setzte, und dessen kindliche Offenheit und Geradheit ihm ein Beweis schien, daß das Volk im Gebirge von seltener Aufrichtigkeit war. Der Gemeindepräsident ließ einmal ein Wort über Steiner fallen,

eine flüchtige Bemerkung, die Huldreich einen Augenblick stutzig machte, von der er aber bald glaubte, sie falsch verstanden zu haben. Einen Tagedieb nannte der Gemeindevorstand den Wegknecht; doch schien diese Bezeichnung so unzutreffend, daß Rot ihrer bald vergaß.

Huldreichs eifrigster Anhänger, ja sein Sklave, wenn er ihn dazu machen wollte, war der Sigrift Schmidlin. Er war immer zur Stelle, wo der Pfarrherr eine Hilfe brauchte. Oft schien es, als errate er seines Vorgesetzten innerste Gedanken; denn wiederholt fand Huldreich von Schmidlin bereits ausgeführt, was er ihn hatte heißen oder um was er ihn hatte bitten wollen. Des Sigriften Kommen und Gehen hatte etwas Geisterhaftes. Man erschrak fast, wenn der immer sich bückende Mensch plötzlich und ungeahnt hinter einem stand. Sein Gesicht jedoch trug eine ewige Abbitte zur Schau, daß er, Schmidlin, überhaupt da war. Die farblosen Augen blickten unterwürfig und schillerten von ehrerbietiger Liebe. Huldreich zürnte sich selber, weil er sich dem dienstbaren Menschen gegenüber manchmal einer plötzlichen Abneigung nicht erwehren konnte.

Einzig an Frau Jakobea wagte sich der unermüdlige Sigrift nicht heran. Frau Rot hatte ihre

bei der ersten Bekanntschaft gefaßte Ansicht nicht geändert. Sie nahm zweimal mit kühlem Dank einen unerlangten Dienst Schmidlins entgegen. Beim drittenmal machte sie ein Ende. Es handelte sich um eine Kleinigkeit. Sie saß strickend auf einem Stuhle im Hofe des Pfarrhauses und das Garnknäuel rollte ihr vom Schoß. Da glitt unvermutet die lange Gestalt Schmidlins hinter dem Hause hervor, hob das Knäuel vom Boden und reichte es ihr. Frau Jakobea hatte sich allein geglaubt und dieses Alleinsein zufrieden empfunden. Die Raschheit, mit welcher der Sigrift das ihr entfallene Knäuel erblickte und haschte, ließ erkennen, daß er schon länger an jener Ecke in ihrem Rücken gestanden haben mußte, und ein unangenehmes Gefühl überlief sie bei dem Gedanken, unter bewachenden Augen gefessen zu haben. Sie zog die Brauen zusammen. Mit zwei Fingern nahm sie das Garn aus Schmidlins Hand, hob dann den stählernen Zwicker von der Nase und sah ihn mit den scharfen Augen gerade an. Er vermochte ihren Blick nicht auszuhalten, wand sich gleichsam darunter und bückte sich, demütig die Rede erwartend, die er auf ihren Lippen sah.

„Ich danke Euch, Schmidlin,“ sagte Frau



Hamburg. Hauptbahnhof.

Jakobea, „aber Ihr braucht Euch in Zukunft keine Mühe zu geben, ich helfe mir in allen Dingen lieber allein.“

In den Worten lag wenig, was den Sigristen einschüchtern konnte, in den Bewegungen Frau Jakobreas um so mehr.

Schmidlin riß die Augen groß auf und starrte die herbe Frau an. Sein glattes Gesicht verriet nichts von dem, was in ihm vorging. Er fand rasch den ergebenen Ausdruck, mit dem es ihm gut schien, der Frau scharfe Ablehnung hinzunehmen. „Ich danke Ihnen,“ sagte er. „Es ist mir lieb, daß Sie mir das sagen. Man stört oft die Menschen, ohne es zu wollen. Ich danke Ihnen, daß Sie mir das gesagt haben.“

Mit diesen Worten, die wie Schleim über seine weißen Lippen flossen, verschwand er.

Frau Jakobea hustete und wischte sich unwillkürlich mit dem Taschentuch die Finger. Die Menschen waren ihr leid. Dieser eine ekelte sie!

Die Menschen waren Frau Jakobea leid! Das hatten auch die von Waldenz bald erfahren, und je beliebter der Pfarrer selbst sich machte, um so fremder standen die Dörfler seiner Mutter gegenüber.

„Ich habe noch nie wegen Betrugs mit dem Gericht zu tun gehabt,“ eiferte der Bäcker beleidigt. Frau Jakobea hatte ihm das Brot, das er brachte, nachgewogen.

„Der soll der Teufel Fleisch liefern,“ schimpfte der Metzger. Die alte Dame im Pfarrhaus hatte

ihm sein Quantum Rindfleisch zurückgegeben, weil er zu viel Knochen beigewogen hatte.

Die redselige Frau des Gemeindepräsidenten, die im Pfarrhause mehrmals hintereinander Besuch gemacht und Lust hatte, den Verkehr mit den „feinen Leuten“, wie sie Rots nannte, weiter zu pflegen, blieb bald weg und wurde der Frau Jakobea spinnefeind. Diese hatte bei den Besuchen der Frau schweigend dageessen und sie so scharf durch ihren stählernen Zwicker angesehen, daß die Schwägerin die Fassung gänzlich verlor und nichts andres zu tun wußte, als aufzubrechen.

Huldreich bemerkte wohl, daß die Dörfler seine Mutter scheuten und nicht verstanden. Aber — Huldreich Rot verstand seine Mutter selbst oft nicht und quälte sich darum. Er hing an ihr mit einer seltenen und andächtigen Liebe; denn er kannte ihre Aufopferungsfähigkeit und ihre großen Anlagen, die sie über viele andre erhoben. Sie betrachtete die Menschen von ihrem eignen hohen Standpunkte aus, fand sie klein, lächelte verächtlich über sie und vermochte sich nicht in sie zu finden. Er, Huldreich, aber liebte die Menschen, und es tat ihm weh, daß die Frau, die seinem Herzen am nächsten stand, ihnen fremd blieb. Mit manchem milden Einwurf suchte er ihre Schroffheit und Kälte gegenüber Dritten zu mildern. Dann kehrte sich diese Schroffheit auch gegen ihn. Da fügte er sich seufzend. Und dann staunte er, daß es Menschen gab, die der andern nicht bedurften, sondern sie mieden.

(Fortsetzung folgt.)

Fernherbrausender Wind.

Ferneherbrausender Wind,
Tönender Atem der Luft,
Wolken dein flüchtig Gefind,
Flatternd um Wipfel und Klust;
Ewig dein Wandergesang
Und unermesslich dein Weg,
Festland- und weltmeerentlang,
Hoch über Feldmark und Steg.

Menschen sind seßhaft Gefind,
Hangend an Scholl' und an Haus,
Scheuend dich, Wanderer Wind,
Nahst du mit tollem Gesaus;
Flügelst mit dir doch mein Geist,
Wandert mit dir doch mein Sang
Frei, wie ein Adler, der kreist
Festland- und weltmeerentlang. Jacob Heß.

Nordsee-Luft.

Reiseerinnerungen von Ernst Eschmann.

Im Eilzug.

Es ist eine Meisterleistung der heutigen Eisenbahnen: morgens um 7 Uhr frühstückt man noch in Zürich, und nachts kurz nach elf Uhr fährt man im Hamburger Hauptbahnhof ein. Ganz Deutsch-

land ist von Süden nach Norden durchquert worden, und ein paarmal hat sich das landschaftliche Bild wesentlich verändert. Aus dem Reich der Berge ist man in die Unendlichkeiten des norddeutschen Flachlandes, in die Lüneburger Heide,